

Anne Kurlleman

»Ich bin der Sucher eines Weges für mehr als mich«

Heilende Begegnung in der Gemeinde

Die heilsame Begegnung im Glauben gelingt nicht nur in pastoralpsychologischen

Sonderbereichen.

Der Gemeindealltag selbst birgt

viele heilende Momente,

die Offenheit und

Sensibilität verdienen.

● Osternacht 2003 – die Kirche ist nur soweit erleuchtet, dass man sich einen Platz suchen kann. Im Altarraum herrscht noch eine ziemliche Betriebsamkeit: Menschen laufen hin und her, offensichtlich gibt es letzte Absprachen zwischen Chorleiter und Chor. Neben mir sitzt eine Frau aus der Nachbarschaft, mittleren Alters, nachmittags hatten wir beide im Garten gearbeitet, ein wenig hin und her geplaudert und irgendwie hatte ich sie plötzlich gefragt: »Hast du nicht Lust, heute Abend mit in den Auferstehungsgottesdienst zu gehen?« Da ich weiß, dass sie auf musikalische Gestaltung Wert legt, fügte ich noch hinzu: »Der Chor singt – es gibt bestimmt eine schöne Musik«. Sie hatte gezögert, dann zugesagt, wir sind gemeinsam hingefahren. Jetzt sitzt sie in ihrem Alltagsoutfit neben mir, nachdem sie vorher noch gefragt hatte, ob sie etwas Besonderes anziehen müsse. Sie geht seit langem kaum zur Kirche, denn: »Was haben die mir

schon zu sagen?« – Wie mag es ihr hier gehen? Irgendwie fühle ich mich verantwortlich, wünsche mir für sie, dass es ein schöner Gottesdienst wird, der ihr gut tut. Das Halbdunkel tut seins dazu, zur Ruhe zu kommen.

Draußen knistert das Feuer – der Segen über die Osterkerze ist gesprochen – die Kerze wird langsam herein getragen, langsam werden unsere Kerzen entzündet, die Lesung der alttestamentlichen Texte beginnt. Dazwischen singt der Chor, übernimmt sogar eine der Lesungen und dann fragt am Mikrophon ein kleines Mädchen: »Was tun wir hier heute Nacht? Was ist das Besondere an dieser Nacht?« Und seine Mutter antwortet: »Wir feiern den Übergang vom Dunkel zum Licht, den gelungenen Auszug aus Ägypten, ...« Der schwierige Sachverhalt war gut formuliert, trotzdem gibt sich das Mädchen nicht zufrieden: »Ich verstehe das nicht! Das ist mir zu hoch!« Und die Antwort: »Das musst du auch nicht. Pass einfach auf, was heute Abend passiert, wie die Atmosphäre ist, die Stimmung und wie es dir dabei geht!«

Mich trifft dieser Satz: Genau darum geht es, dass etwas von der Botschaft, von dem Bekenntnis der Gemeinde zur Auferstehung, von unserem Glauben an die Auferweckung des Jesus von Nazareth, etwas von dem, was wir die

Grunddaten unseres Glaubens nennen, spürbar, erfahrbar wird – gerade für Menschen, die zufällig da sind wie meine Nachbarin; Menschen, die nicht so eine gepflegte, vielleicht geübte, erprobte, kaum zu enttäuschende Bereitschaft mitbringen, mitzufeiern, weil man zur Gemeinde gehört, weil es selbstverständlich ist, dass man zu Ostern in die Kirche geht; vielleicht hat manche(r) darüber die Erwartung auch schon aufgegeben, dass da etwas geschieht, was einen selbst berührt.

Diese Auferstehungsfeier strahlt etwas von ihrem Fest-Grund und Fest-Geheimnis aus – Gott sei Dank! Meine Nachbarin genießt es sichtlich, dabei zu sein; als ein altes Osterlied angestimmt wird, singt sie sogar mit. Aus tiefem Herzen können wir uns später »Frohe Ostern« wünschen.

Heilsames

● Es gab viele Elemente, die unter professionellem Blick zu diesem Gelingen beigetragen haben: Der Gottesdienst hatte einen roten Faden, so dass es Akzente gab in der Verkündigung, in der Auswahl der Lieder, in den Fürbitten, im Umgang mit den Symbolen; es waren neben dem Pfarrer viele beteiligt – Chormitglieder, Ministrantinnen und Ministranten, Lektorinnen und Lektoren, Kommunionhelferinnen und -helfer – ihr Zusammenspiel vermittelte eine gemeinsame Überzeugung. Ein palästinensischer Priester konzelierte und übernahm einen Teil der Predigt, u. a. erzählte er, dass er Shalom chaverim am Gründonnerstag nicht mitsingen konnte, weil es ein Friedenslied in der Sprache der Gegner ist. Kriegssituation und Friedenshoffnung wurden ganz konkret, ebenso die erforderliche Sensibilität – damit spiegelte der Gottesdienst keine heile Welt, aber bot auch keinen Raum für Hoffnungslosigkeit.

Ob sich die Mutter und ihre Tochter nach dem Gottesdienst wohl unterhalten haben darüber, was sie erlebt haben? Ich wäre auf ihr Erzählen neugierig gewesen.

Meine Nachbarin war zufrieden: Obwohl sie eher sporadisch kommt, konnte sie so da-sein und dabei-sein, wie es ihr gerade ging, und sie selbst hatte den Eindruck dazuzugehören. Sie brauchte ihre Anonymität nicht aufzugeben, sie musste nichts bringen, es wurden keinerlei Zeichen von Vorleistungen erwartet, nicht einmal ein halbwegs festtägliches Gewand. Und ich konnte und durfte – im Nachhinein – vieles konkret lernen und erfahren, im doppelten Sinn. Hier hatte sich etwas Heilendes ereignet, indem der Gottesdienst stimmig vorbereitet war und sich dadurch eine gemeinsame Feier entwickelt hatte.

Nachgedanken

● Nüchtern betrachtet hatte der Pfarrer seinen Dienst gut wahrgenommen: Er hatte sich selbst intensiv mit der Auferstehungsbotschaft auseinandergesetzt, andere, wie den Chor, in die weiterführenden Überlegungen einbezogen und ihnen tragende Rollen zugewiesen, ebenso auch der Gemeinde; dadurch war eine Feier entstanden, die etwas anrührte, neu orientierte, weiter sehen ließ, eine Feier, die die Mitfeiernenden stärkte.

Auf diesem Hintergrund könnte man/kann man andere Zugänge gewinnen, zum häufig geäußerten Bedauern von Pfarrern und anderen Hauptamtlichen: »Für das Eigentliche, für die Seelsorge habe ich kaum noch Zeit.« Die beschriebene Erfahrung aus dem Osternacht-Gottesdienst lässt vermuten, dass die Grundvollzüge selbst bereits viele Chancen für Seelsorge, für pastorales Handeln beinhalten.

Zum Seelsorgeverständnis

● Seelsorge – ein schillernder Begriff, unter dem sich vieles verbirgt. In verschiedenartigen Begriffsbestimmungen geht es um die Begleitung eines/einer anderen in seinem/ihrem Verhältnis zu sich selbst, zur Umwelt und den Mitmenschen und zu Gott. Die Handelnden können Haupt- oder Ehrenamtliche sein. Bis vor wenigen Jahren sollte die Bezeichnung »Seelsorger« ausschließlich Priestern vorbehalten sein, weil man sie mit der Möglichkeit der Sakramentenspendung verbunden hatte. Die Tätigkeit selbst wird mit Begriffen wie begleiten, einen Weg gemeinsam gehen u.Ä. als ein behutsamer Vorgang umschrieben. Eine gewisse Sensibilität deutet sich darin an, ebenso die Frage nach der Beziehung: Geht es eher um ein Gefälle zwischen Begleiter/Begleiterin oder stehen sie auf einer Ebene, wo es auch eine wechselseitige Begleitung geben kann?

Darüber hinaus wird der Begriff für viele kategoriale Felder gebraucht, z. B. Krankenhausseelsorge, Hochschuleseelsorge, Internetseelsorge etc., wobei in diesen Zusammenhängen die Begrifflichkeit undifferenziert mit Pastoral synonym gebraucht wird¹, etwa bei Krankenhauspastoral. Kennzeichnend bei diesem Sprachgebrauch ist, dass seelsorgliches Handeln herausgefordert ist, das gesamte System Krankenhaus (bzw. Gefängnis oder Hochschule etc.) in den Blick zu nehmen mit der jeweils internen Dynamik wie mit gesellschaftlichen Beeinflussungen.

Zum Verständnis von Pastoral

● »Pastoral« im Sinne des II. Vatikanischen Konzils meint das Verhältnis der Kirche überhaupt zur Welt im Ganzen², orientiert am Evangelium und den Zeichen der Zeit. Basierend auf

der Berufung aller ist Pastoral »eine Handlung der Kirche selbst im Zeugnis aller ihrer Mitglieder«³. »So glaubt die Kirche durch ihre einzelnen Glieder und als Ganze viel zu einer humaneren Gestaltung der Menschenfamilie und ihrer Geschichte beitragen zu können« (GS 40). Daraus ergibt sich im Hinblick auf das Engagement in und die Auseinandersetzung mit Organisationen und Institutionen eine kritische Orientierung am Gemeinwohl, »die Ordnung der Dinge muss der Ordnung der Personen dienstbar werden und nicht umgekehrt« (GS 26). Der »Pastoral«-Begriff definiert also den Seelsorgebegriff neu: Es geht sowohl um den Einzelnen/die Einzelne wie um das Verhältnis der Kirche als Ganzer zur Welt und in der Welt.

Zur Aufgabe von Gemeinde

● Gemeinde als eine lokale Sozialform für die von Gott Berufenen ist »Kirche am Ort« (LG 26). Wenn man die Charakteristika von Kirche auf Gemeinde herunterbuchstabiert, dann muss deutlich werden, dass die Gemeinde kein Selbstzweck ist, sondern Raum bzw. Ort, in dem es mit besonderer Aufmerksamkeit darum geht, Gottesbeziehungen zu ermöglichen. Sie versteht sich im Kontext der gesellschaftlichen Herausforderungen am Ort und kontrastiert diesen Kontext mit der Verheißung eines Lebens in Fülle für alle. D. h. es gibt eine optionale Perspektive, eine Offenheit für alle und Raum für Solidarität. Diese Grundanliegen werden verifiziert in den Grundfunktionen der Liturgie, Diakonie, Martyria und Koinonia.

Konsequenterweise heißt das, dass Gemeinde gesellschaftliche Tendenzen ernst nehmen muss, z.B. die Individualisierung oder die wachsende Zahl der Singles, ebenso die großen Sorgen um den Erhalt von Arbeitsplätzen und

die damit verbundene Sorge um eine materielle Basis. Die frühere Grundsorge: »Ich habe Hunger, wir haben Hunger«, hat sich nach U. Beck verändert in: »Ich habe Angst, wir haben Angst«. Tendenzen wie Mobilität und die gleichzeitige Sehnsucht nach Ruhe, nach einem »Ort«, wo man ankommen kann, die Vielfalt von Lebensentwürfen, von gelingenden und scheiternden, sind eine Herausforderung. Sie alle wollen auch positiv gesehen werden – wer weiß, vielleicht zeigt sich darin das Wirken des Geistes?!

Die Provokation für eine Gemeinde formuliert H. Haslinger so: »Die geforderte Offenheit der Gemeinde für alle Menschen zeigt sich nicht im Gestus der wohlwollenden Einladung, auf die hin den »ansprechbaren«, also den entsprechend disponierten Menschen Einlass gewährt würde. Es ist eine Offenheit, in der sich die Gemeinde auf die Menschen hin verändert. Was Gemeinde ist und was in der Gemeinde geschieht, muss den Menschen gerecht werden – nicht umgekehrt.«⁴

Offenheit

- Menschen in ihrer Subjekthaftigkeit fordern und fördern ein neues Nachdenken über Gemeinde, es braucht eine außerordentliche Offenheit, damit sich unterschiedliche Menschen willkommen fühlen. Fragen darauf hin sind möglicherweise: Wie sind die Gottesdienste gestaltet – welche Atmosphäre strahlen sie aus? Gibt es Anweisungen: »Wir knien jetzt?«? Wie sind Elternabende im katechetischen Bereich gestaltet? Wie können die verschiedenen Ansprüche an die Intensität der Vorbereitung aufgegriffen werden? Wie kommen die Hauptamtlichen zu klaren diesbezüglichen Vereinbarungen, die sie selbst in schwierigen Situationen tragen? Haben Alltagsprobleme einen Platz im Gottesdienst und zwar

so, dass man merkt, der Leiter/die Leiterin weiß, wovon er/sie redet – d. h. wird (sekundäre) Betroffenheit spürbar?

Von solchen Erfahrungen wird es abhängen, wie jemand Gemeinde erfährt – als offen, interessiert und doch verschwiegen, entschieden für ..., und: heilend – und zwar dann, wenn man es braucht und eventuell an- bzw. einfordert.

Ein solches Gemeindeverständnis hat Auswirkungen auf den Umgang mit Strukturen. Das Kriterium wird sein: Inwieweit fördern diese den Ausdruck menschlicher Wertschätzung? Das zeigt sich z.B. im wertschätzenden Umgang mit Charismen von Ehrenamtlichen, im Gebrauch der Sprache sowie in einer echten Beteiligung der Gremien. Ebenso wird es sich in der Spannung zwischen den Einzelnen und der Gemeinschaft aller zeigen.

Wie wird erfahrbar, dass die Gemeinde mehr ist als die Summe der Einzelnen, welche Formen findet sie, das auszuprobieren (z. B. darüber, dass sich der Pfarrgemeinderat zu einem Wochenende mit dem Ansatz des Grundkurses Gemeindlichen Glaubens zurückzieht)? Welche Möglichkeiten haben Gemeindeglieder, sich als Subjekte des Glaubens einzubringen, damit nicht

»Vielfalt und Differenziertheit im Glauben«

nur eine Vielfalt von Gruppen Aushängeschild einer Gemeinde ist, sondern auch eine denkerische Vielfalt und Differenziertheit im Glauben? Wie spricht man sich diesbezüglich auf größeren Ebenen ab? Nicht jede Gemeinde muss alle ansprechen – ein Schritt wäre schon getan, wenn man bei gezielten Wünschen auf eine andere Gemeinde verweisen könnte.

Gemeinde als Kirche am Ort, als lokale Versammlung des von Gott berufenen Volkes, als Verbindung von Subjekten des Glaubens braucht

Hauptamtliche, die vor aller Differenzierung ihrer Funktionen und Arbeitsgebiete diese von der Gemeinde her definieren: Was braucht diese Gemeinde, um sich als von Gott berufenes Volk wahrnehmen und identifizieren zu können und um letztendlich bekennen zu können: Wir sind von Gott Berufene?

Voraussetzungen dafür sind

- die Bereitschaft, immer wieder bewusst Zeiten des Sehens (Seh-Schulen) einzulegen, denn nach einigen Jahren kann man sich auf anderes konzentrieren, vielleicht auf das, was sich erst auf den dritten oder vierten Blick wahrnehmen lässt;
- genügend Zeit, um das Gesehene persönlich mit anderen (und auch im Dialog mit Fachliteratur) und vor Gott zu reflektieren;
- Lust und Neugierde auf Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit;
- in der Lage zu sein, Spannungen vielfältiger Art auszuhalten und diese in größere Kontexte zu integrieren.
- Vor allem aber müssen die pastoral Tätigen Gott-Sucher und Gott-Sucherinnen sein: neugierig, sehnsüchtig wie Elia: Gott war nicht im Feuer, nicht im Sturm, ... – Wie zeigt ER sich heute?

Die ganz normale Alltagsarbeit von Hauptamtlichen im pastoralen Dienst bietet sowohl in der Begegnung mit Einzelnen wie in der Arbeit mit Gruppen und Gremien, im Religionsunterricht sowie in der Arbeit in Strukturen und auf dem Feld der Verwaltung viele Möglichkeiten von heilenden Ereignissen bzw. Begegnungen,

wenn sie mit dem nötigen Maß an Wohlwollen sich selbst und anderen gegenüber getan wird. Eigentlich etwas Selbstverständliches – gleichzeitig ein hoher Anspruch – vielleicht nur möglich als gemeinsame Suchbewegung.

Für mehr als mich

Ich bin ein Sucher
Eines Weges
Zu allem was mehr ist
Als
Stoffwechsel
Blutkreislauf
Nahrungsaufnahme
Zellenverfall.

Ich bin ein Sucher
Eines Weges
Der breiter ist
Als ich.
Nicht zu schmal.
Kein Ein-Mann-Weg,
Aber auch keine
Staubige, tausendmal
Überlaufene Bahn.

Ich bin ein Sucher
Eines Weges.
Sucher eines Weges
Für mehr
Als mich.

Günter Kunert

¹ R. Bucher, Kosmos – Kirche – Körper. Anmerkungen zum Konzept einer »Heilenden Pastoral«, in: Concilium 38 (2002) 186-196.
² E. Klinger, Armut. Eine Herausforderung Gottes, Zürich 1990, 100.

³ Ebd., 2.
⁴ H. Haslinger/Chr. Bundschuh-Schramm, Gemeinde: Lebensraum und Organisation., in: Handbuch Praktische Theologie. Bd. 2 Durchführungen, Mainz 2000, 287-307, hier 297.